

Idee – Ideal – Identität

Auf einen Espresso mit dem Schriftsteller Martin Walser zur
»Atmosphäre von Bibliotheken«

Martin Walser ist einer der großen Schriftsteller seiner Zeit. Er wurde in diesem Jahr 90 Jahre alt. Walser ist jemand, der sich einmischt und mitmischt: Er hat sich schon immer aktiv am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Geschehen beteiligt und scheint auch dadurch »ewig aktuell« zu sein. Wie sehr ihn Bibliotheken in seinem Leben bewegten, erzählt er Dirk Wissen im BuB-Interview. 1957 erschien Walsers erster Roman »Ehen in Philippsburg«. 1987 erhält er »Das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland«. 2007 übergibt er seinen Vorlass an das »Deutsche Literaturarchiv Marbach«. Im Januar dieses Jahres erschien sein Alterswerk »Statt etwas oder Der letzte Rank« und im März »Ewig aktuell«, vielleicht auch ein Motto für die Identitätsfindung von Bibliotheken?



Auf einen Espresso mit Martin Walser.

Dirk Wissen: Sie wurden 1927, vor 90 Jahren, am Bodensee geboren, gibt es eine Bibliothek Ihrer Kindheit, die Ihnen prägend in Erinnerung blieb?

Martin Walser: Na ja, negativ ist mir die Bibliothek meiner Schule, der Wasserburger Volksschule, in Erinnerung geblieben. Der Lehrer war ein fanatischer Nazi. Er hat sofort die Schulbibliothek gesäubert und hat dann Titel wie »Die Armee hinter Stacheldraht«

von Edwin Erich Dwinger und klassische Naziliteratur in die Regale gebracht. Aus dieser Bibliothek konnte man keine Bücher mehr gebrauchen. Und dann gab es eine zweite Bibliothek, vom Kaplan unserer Gemeinde, der eine katholische Bibliothek hatte. Da waren die Bücher alle gleichförmig eingebunden, das weiß ich noch sehr genau. Da gab es zum Beispiel den »Waldbauernbub« von Peter Rosegger und dergleichen – sehr langweilige katholische Literatur. Und dann gab es ein paar Kilometer entfernt, in Nonnenhorn, einen weiteren Kaplan, der ebenfalls eine Bibliothek hatte. Die enthielt alle Titel von Karl May. Zu dem bin ich immer zu Fuß rausgepilgert und habe zuerst Winnetou 1 und dann Winnetou 2 und so weiter gelesen.

In Ihrem aktuellen Buch vom Rank schreiben Sie unter anderem »dieser Kafka mit seinem Ungeziefer«. Welche Bibliotheken nutzten Sie nach 1937 in der Schulzeit, im Studium und für Ihre Promotion über Kafka?

Wenn wir so miteinander über Bibliotheken reden, wird mir nichts so lebendig, wie die Seminarbibliothek des Germanistischen Instituts in Tübingen, die droben am Berg liegt. Die Universitätsbibliothek musste ich gar nicht besuchen, weil ich mich ideal in der Seminarbibliothek mit dem Nötigsten versorgen konnte. Das war wirklich ein Leseparadies. Da konnte man aus dem Regal alles nehmen was man wollte und konnte lesen, lesen und lesen. So kam es, dass ich der Erste war, der überhaupt über Kafka promovierte. Da gab es damals noch keine Sekundärliteratur. Die hatte ich zum Glück auch nicht nötig, da ich nur die Form von Kafkas Texten genommen hatte und nur beschreiben musste, was ich in den Texten Kafkas erlebt und gesehen habe. Diese Tübinger Bibliothek



Die heutige Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden

war für mich die lebendigste Bibliothek überhaupt, die ich allerdings zu früh verlassen musste. Das Geld zum Leben ging mir aus und ich musste beginnen zu arbeiten.

Sie haben nicht nur in Tübingen, sondern auch in Regensburg studiert. Gab es dort eine Bibliothek, die sie geprägt hat?

In Regensburg nannte sich die Universität »Philosophisch-Theologische Hochschule« und das Vorleseprogramm gab der Direktor, ein sympathischer Geistlicher. Der hat Thomas von Aquin Band 1 und Band 2 vorgelesen. Das konnte man hektographiert erwerben. Und das war´s. Hauptsächlich haben wir uns in Regensburg um die sogenannte Studentenbühne gekümmert und kaum eine Bibliothek besucht.

Sie waren Mitglied der Gruppe 47, haben auch den »Preis der Gruppe 47« erhalten. Welche Bedeutung hat für Sie in diesem Zusammenhang das Literaturarchiv in Sulzbach Rosenberg?

Die Gruppe 47 ist ja so was wie eine Inszenierung gewesen. Das fand ich beeindruckend und sympathisch, weil es immer eine groteske, gesteigerte Selbstdarstellung war. Und was im Literaturarchiv in Sulzbach Rosenberg dazu zu sehen war, das war einfach alles schön. Ich habe da zum Beispiel eine Weltkugel in Erinnerung, die alles Mögliche darstellte. Es ist eigentlich das einzige Literaturmuseum, das ich je in meinem Leben bewusst und sehr gerne besucht habe.

In Ihrem ersten Roman »Ehen in Philippsburg«, 1957 erschienen, wird eine Landesbibliothek erwähnt ...

Ja, das ist die Stuttgarter Landesbibliothek. Dessen Direktor Wilhelm Hoffmann war mir damals persönlich



Die Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar: Der Schriftsteller Martin Walser, der unter anderem den Roman »Ein liebender Mann« geschrieben hat, in dem es um Goethe geht, hatte hier gelesen.

bekannt. Ich wusste die Landesbibliothek zu schätzen und war damals auch mehrmals zu Besuch. Andererseits habe ich damals natürlich auch in Amerika Bibliotheken besucht. Der Zutritt in die Bibliotheken in den USA war damals nicht so problemlos. Da musste man durch Schleusen, fast so, wie wenn man heute bei einer Fluglinie eincheckt. Man musste sich ausweisen und seine Würde beweisen, dass man diese Bibliothek auch benutzen durfte.

1977 erschien Ihr Roman »Ein fliehendes Pferd«. Dort wird keine Bibliothek erwähnt, aber der Protagonist heißt »Klaus Buch« – bei Wortspielliebhabern weckt das Assoziationen.

Das ist die wunderbare Mitarbeit des Lesers, der aus »Klaus Buch« ein »klau's Buch« herausliest. Das war von mir nicht so gemeint, aber ich sage immer, jeder liest sein Buch und nicht mein Buch. Da habe ich beim Schreiben viel weniger nachgedacht, als die meisten es beim Lesen tun.

Können Sie sich bei der Betrachtung Ihres Gesamtwerks als Nationalschriftsteller identifizieren?

In der Nationalbibliothek in Frankfurt hat man mich bei einer Veranstaltung mal so eingeleitet. Das war die feierlichste Lesung, die ich je hatte. Das lag auch am Verleger Siegfried Unseld, der das so wollte, dass ich ein Nationalschriftsteller bin. Mir wurde schon ein wenig schummrig in dieser Bücherwelt, in der ich mit meinem neuen Roman auftreten sollte. Da bekam ich ein erhöhtes Lampenfieber.

In dieser Zeit hat sich bei Ihnen einiges erhöht, so erhielten sie unter anderem 1987 auch das »Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland«?

Sie meinen, ich bin somit doch ein Nationalschriftsteller? Nein, das ist kein bezauberndes Wort. »Schriftsteller« reicht völlig aus. Das Einzige das mich mit »Nation« wirklich verbindet ist, dass ich immer gegen die deutsche Teilung war. Weil ich das nicht ertragen wollte, dass es da zwei Deutschland

gibt. Ich habe damals nach dem Mauerbau gesagt, Karl May und Nietzsche sind jetzt Ausländer und das geht nicht mit meiner Leseerfahrung zusammen. Deswegen ist es gut, dass die beiden Teile Deutschlands wieder eins wurden. Das ist das glücklichste geschichtliche Ereignis in meinem Leben geworden. Aber ich finde schon, dass Europa aus Nationen besteht, so wie Deutschland aus deutschen Ländern besteht. Die deutschen Dialekte machen den deutschen Föderalismus kulturell betrachtet überhaupt erst möglich und so ist es mit den Nationen Europas auch. Das ermöglichen die verschiedenen Sprachen.

Von sehr unterschiedlicher Identität sind auch Bibliotheken und manchmal fragt sich »Was ist eine Bibliothek?« Eine weitere Bibliothek wird in »Die Verteidigung der Kindheit« genannt, namentlich die FU-Bibliothek in Berlin. Die sieht heute ganz anders aus als damals ...

Stimmt, dieses Buch habe ich nach einem wirklichen Leben geschrieben.



Das Grab Hölderlins in Tübingen: Das Werk des Lyrikers begleitete Walser während seines Studiums in Tübingen – auch während einer Beinahe-Romanze in der Seminarbibliothek.

Der junge Mann, der darin vorkommt, konnte wegen der dortigen politischen Verhältnisse in Leipzig nicht glücklich studieren. Er ist dann nach West-Berlin und hat dort Jura studiert. Er musste deshalb natürlich an die Freie Universität und dort in der Bibliothek arbeiten. Ich selber musste, um dieses Buch zu schreiben, nicht in die Bibliothek der FU-Berlin gehen, aber ich habe mich intensiv über die Bibliothek informiert.

Und gab es vielleicht mal in Ihrem Leben den Moment den »Augenblick der Liebe« in einer Bibliothek?

Oh ja, in Tübingen in der Seminarbibliothek gab es eine Studentin, die hatte eine Frisur wie ein »Gretchen«. Sie hatte geflochtene Zöpfe um den Kopf gebunden. Dieses Mädchen war sehr schön. Sie stammte aus der Pfalz und saß immer in der Bibliothek und studierte. Ich habe

dabei Hölderlin und so etwas gelesen. Ich habe sie immerzu angeschaut. Das war typisch für mich, sie nur anzuschauen. Ein Kommilitone aus dem Rheinland war mutiger. Er hat sie in der Bibliothek angesprochen, obwohl man das eigentlich nicht sollte – ich meine das Sprechen in der Bibliothek. Er ist dann mit ihr aus der Bibliothek weggegangen und ich habe den beiden nachgeschaut, neidvoll, weil ich das nicht geschafft hatte, was dieser Kerl geschafft hat.

In »Ein liebender Mann« geht es um Goethe ...

Da fällt mir natürlich die Anna Amalia Bibliothek in Weimar ein, da habe ich auch einmal lesen dürfen. Außerdem denke ich bei »Goethe« als Ideal auch an die Landesbibliothek in Dresden. Die Bibliothekarinnen haben mir damals für ein Buch alles an Informationen beschafft, ohne die ich dieses Buch hätte gar nicht schreiben können. Mit der Landesbibliothek in Dresden verbinde ich die für mich

wichtigste Bibliothekserfahrung. Als ich mit einem anderen Text, nämlich mit »Die Verteidigung der Kindheit« beschäftigt war, habe ich mich in alles Dresdnerische eingearbeitet, was es gab. Mein Held stammte ursprünglich aus Dresden. Er hat dort diese furchtbare Nacht der Bombardierung miterlebt. Ich bin in diese Landesbibliothek und da war eine Bibliothekarin, die zur wichtigsten Bibliothekarin meines Lebens wurde. Sie hatte den fantastischen Namen »Nitschke«, ein bisschen anders als der Philosoph. Ich wollte also in diesem Roman darstellen, wie meine Figur den Krieg erlebt hat und dann stieß ich in der Bibliothek durch Frau Nitschke auf den Namen »Victor Klemperer«. Von Klemperer gab es bereits »LTI - Notizbuch eines Philologen«. Frau Nitschke sagte zu mir: »Wissen Sie Herr Walser, wir haben die Originale von Klemperer. Die sind alle hier in der Bibliothek zu sehen.« Dann durfte ich diese Originale von Klemperer täglich studieren und auch exzerpieren. Dadurch erhielt ich Ideen für meinen Roman und habe Szenen daraus gemacht. So produktiv wie die Landesbibliothek in Dresden wurde keine andere Bibliothek für mich.

Ihnen ist Sprache wichtig, was assoziieren Sie bei den beiden Begriffen »Bücherei« bzw. »Bibliothek«?

Ich halte »Bücherei« für kein schönes deutsches Wort. Das ist wie so eine Trachtenausführung des Wortes »Bibliothek«.

Herr Walser, ich danke Ihnen.

Ich danke Ihnen. Dass wir auf die Bibliotheken in Dresden und Tübingen gekommen sind, war mir für heute das Wichtigste.



Mehr dazu in der nächsten Folge von »Wissen fragt ...?«. Selfies: Dirk Wissen

Ihre Meinung: Kann man heute noch von »Bücherei« und »Bibliothek« sprechen? Schreiben Sie an: bub@bib-info.de